

Die Zeit vom 12.06.2003

Der Sekundant

Von Roland Schulz

Dennie Mancini gilt als Europas bester Cutman: In den Pausen eines Kampfes flickt er Boxer wieder zusammen – körperlich und seelisch. Am 12. Juni soll er Sven Ottke zum WM-Sieger machen

Die Zeit vor dem Kampf, unmittelbar davor, wenn die Minuten plötzlich so kurz sind und die Sekunden plötzlich so lang, diese Zeit, sagt er, die sei die schönste. Wenn sich der Kampf gerade ankündigt, durch das Klopfen an der Tür, zwei Minuten noch, wenn darauf die Stille die Kabine überflutet und jedes Wort erstirbt, wenn der Kämpfer, heiß und die Haut schon schweißnass, seinen Mantel überzieht, noch schnell zwei, drei Fäuste schlägt, den Atem tief einsaugt und schließlich im Kreis geht wie ein gefangenes Tier, wartend. Wenn die Zeit sich staucht. Eine Minute noch, ein Wimpernschlag. Wenn die Zeit sich dehnt. 30 Sekunden noch, eine Ewigkeit. Er sagt: Es gibt die Worte nicht, diese Zeit zu beschreiben. Eine Zeit, die sich der reichste Mann der Welt für kein Geld der Welt kaufen könnte.

Dennie Mancini kommt aus einer Boxer-Familie. Boxer der Onkel, Boxer der Cousin, Tony, ehemals britischer Vizemeister, Boxer der Vater, der Bruder und auch er selbst, von klein auf. Bis zu jenem Tag, als er aus dummem Anlass nicht im Ring, sondern auf einer Straße Londons kämpfte, sich die Hand brach, alle Kraft in ihr verlor, aufhören musste. Er war 23. Den Kampf hatte er gewonnen.

Seit jener Zeit arbeitet Mancini als Cutman. So werden im Profi-Boxen diejenigen genannt, die dafür sorgen, dass die Boxer weiterkämpfen können, wenn ihnen die Nase blutet oder das Auge schwillt: Cutmen flicken Boxer in den Pausen eines Kampfes wieder zusammen. Dennie Mancini, 68 Jahre alt, ist der beste Cutman Europas, wenn nicht gar der Welt, so heißt es – das deutsche Fachmagazin Boxsport behauptet es, der Verein der britischen Boxjournalisten, auch die Boxer selbst, von Henry Maske bis Sven Ottke. Mancini stand bei allen Kämpfen Maskes in dessen Ringecke, bei allen Kämpfen von Axel Schulz, und er tut dies bis heute bei allen Kämpfen Ottkes. Aber er ist der Meinung, dass all diese Menschen keine Ahnung haben: »Ich bin vielleicht ganz fähig«, sagt er, »aber nicht der Beste.« Noch Bessere habe es gegeben, Denny Holland, Al Phillips, Denny Weary, ja vielleicht sogar Willie Ketchum, den Gangster. Seine Lehrer. Alle tot. Auch schätzt Mancini es nicht, als Cutman bezeichnet zu werden. Er sieht sich als Sekundant, so und nicht anders möchte er genannt werden: Sekundant. Weil er sich nicht allein um die Wunden der Boxer kümmere, sondern auch um ihr gesamtes Wohl. Weil er ihre Fäuste vor dem Kampf mit Mull und Klebeband zu

Waffen bindet und ihnen diese Waffen danach wieder von der Hand schneidet, weil er die Kämpfer im Ring anschreit und vor dem Kampf mit ihnen schweigt. Weil er alles macht, damit sie kämpfen können.

Die Vorbereitungen dafür sind immer gleich. Mancini steht vor irgendeinem Weltmeisterschaftskampf in irgendeiner Umkleidekabine, in New York oder Tokyo oder eben Nürnberg, wie jetzt, und bereitet sein Werkzeug vor. Er ist ein kleiner Mann, keine 1,70 Meter groß; das Haupthaar längst spärlich, über der Hose wölbt sich ein Bauch. Er hinkt, sein linkes Bein ist kürzer als das rechte, Folge einiger schlecht verheilten Verletzungen, über die er nicht spricht. Morgens und abends muss er Tabletten schlucken wegen des Diabetes, der mit dem Alter kam.

Doch seine Augen sind wach. Immerzu. Obwohl er schon lange eine Brille braucht, um in der Nähe zu sehen. Die Brille ist verbogen vom vielen Auf- und Absetzen, schwarz und schief und irgendwie lächerlich sitzt sie in seinem Gesicht. Das ist Mancini egal, denn mit seiner Brille hält er es wie mit seinem Werkzeug: »Nichts Übertriebenes, nichts Besonderes. Braucht es alles nicht«, sagt er und breitet sein Gerät auf einer Bank der Umkleide aus. »Wir sind ja nicht in einem Bullshit-Business.« Er arbeitet still. Zunächst greift er eine zerkratschte Plastikdose, öffnet sie und holt hervor: Schere, Mull, Vaseline, Wattestäbchen, Rollen von Klebeband und ein kleines Metallteil in Form eines altertümlichen Bügeleisens, »Enswell« genannt; gekühlt hilft es gegen Schwellungen. Mit der Schere schneidet Mancini von dem Klebeband kurze Streifen ab, zweimal zwölf Stück pro Kämpfer, klebt sie in langer Reihe an die Klotür der Umkleide, schiebt zwei Stühle davor, Rücken an Rücken. Stellt dann einen grauen Putzeimer auf, füllt ihn mit Eis, legt einen Schwamm und sein Eisen gegen Schwellungen in die Kälte und dazu eine Flasche stillen Wassers, original verpackt und noch extra mit Klebeband verschlossen, aus Sorge vor heimtückischen Substanzen, die sonst jemand ins Wasser leiten könnte. Mancini hat seinen Eimer immer dabei. Wenn er zu Kämpfen fliegt, nimmt er ihn stets als Handgepäck mit. Er weiß, das ist ein seltsames Bild – ein alter Mann in abgewetztem Mantel, mit schiefer Brille im Gesicht, einen Putzeimer in der Hand, durch die Abflughalle hinkend. Einmal, er flog zu einem Kampf nach Amerika, haben sie ihn im Duty-free-Bereich angehalten. Mancini erklärte: »Ich fliege in die Staaten, die Asche meiner Frau nach Hause holen.« Keine weiteren Fragen.

Das Aufputzen und Anpeitschen kann jeden Kampf entscheiden

In Wahrheit hat sich seine Frau June vor zwölf Jahren von ihm scheiden lassen. Sie habe es, sagt er, einfach nicht mehr ausgehalten. Immer die Anrufe der Boxer, ihre Geschichten, jedes Wochenende die Kämpfe. Er könne, sagt Dennie Mancini, seine Frau gut verstehen. Er sagt immer noch: meine Frau.

Es gebe diese Angst, sagt Mancini, seinen Boxer den Kampf verlieren zu sehen – weil er, Mancini, etwas vergessen hat. Deswegen habe er stets vier Rollen Klebeband dabei, weil drei unbrauchbar sein könnten und dann noch eine in Reserve ist. Er hat sogar Schnürsenkel dabei. Falls mal einer reißt im Kampf. Nur einen Glücksbringer hat er nicht. Manche Cutmen tragen Uhren an jedem Handgelenk; der Amerikaner Chuck Bodak, der wie Mancini für ein Dutzend Weltmeister arbeitet, trägt Fotos seiner Kämpfer auf einem Stirnband um den Kopf. Darüber kann Mancini nur lachen. »Bullshit«, sagt er. »Alles, was du brauchst, sind Können und Selbstvertrauen.« Das sei im Boxen wie im Leben.

Mancini zieht oft Parallelen zwischen dem Boxen und dem Leben. Er sagt: Alle wollen gewinnen. Geht aber nicht immer. So sei das. Und er sagt: Wie der Mensch sich außerhalb des Ringes gibt, im Leben, so ist er auch innerhalb des Ringes, im Kampf.

Die letzte Parallele ist Mancini jetzt besonders wichtig. Er ist fertig mit seinen Vorbereitungen. Er ist bereit, seinen ersten Kämpfer an diesem Abend bereitzumachen. Aber sein erster Kämpfer ist nicht da. Das ist schlecht. Das ist sehr schlecht. Mancini wird unruhig. Er geht aus der Mitte der Umkleide zur Tür, blickt hinaus, blickt auf seine Uhr, geht zurück. »Wo ist er?«, fragt er. »Er ist nicht hier«, sagt er. »Er sollte aber hier sein«, sagt er. »Verdammte Scheiße«, sagt er. Dann bittet er, den Namen des Kämpfers nicht zu schreiben. Mancini würde nie einem seiner Kämpfer in den Rücken fallen, selbst wenn er ihn verflucht wie in diesem Moment. »Das«, sagt er, »ist sicher: Es wird ihn im Kampf beeinflussen. Keine Disziplin. Wir werden es sehen.«

Dann endlich kommt der Boxer. Er tritt in die Umkleidekabine wie ein Bär, kraftvoll und tapsig. Er ist zu spät. Er weiß das. Er sagt kein Wort darüber. Mancini sagt auch kein Wort darüber. Jetzt gilt nur noch der Kampf. Der Boxer wird heute Abend um die Deutsche Meisterschaft im Schwergewicht kämpfen. Mancini bittet ihn zu den beiden Stühlen, die er vor der Klotür aufgestellt hat. Er heißt ihn, sich auf den hinteren Stuhl zu setzen. Er greift die rechte Hand, legt sie auf die Lehne des vorderen Stuhls. Er streichelt über den Handrücken, zur Entspannung, windet eine Mullbinde um die Hand, greift nach den an der Tür befestigten Klebestreifen, klebt sie in schneller Folge auf den Mull und fixiert alles noch einmal mit Klebeband. Mancinis Hände, knorrig wie Waldwurzeln, arbeiten rasch, mit schlichten Bewegungen, tausendfach getan. Es sieht aus wie ein Tanz. Er befiehlt dem Boxer, eine Faust zu formen und kontrolliert den Sitz der Bandage. Dann hebt er seine eigene Hand wie zum Gruß, die Handfläche offen. Der Boxer schlägt seine rechte Faust hinein. Mancini ist zufrieden. Er hat aus einer Hand eine Waffe gemacht. Nur die Boxhandschuhe fehlen. Jetzt erst spricht er. »Bist du bereit für die Schlacht?« Der Boxer nickt. »Heute ist dein Tag«, sagt Dennie, greift nach der linken Hand des Boxers, beginnt wieder zu arbeiten. »Heute wirst du der Champion sein«, sagt Mancini, leise und eindringlich. »Heute wirst du der Champion von Deutschland sein.« Dann ist auch die linke Faust fertig. Mancini richtet sich auf, der Boxer richtet sich auf, Mancini schaut ihm in die Augen, dann sagt er: »Jetzt kannst du durch Mauern schlagen.« Das ist sein Abschiedsgruß.

Er wird den Boxer nicht mehr sehen bis kurz vor dem Kampf. Bis dahin gehört der Boxer nur noch dem Trainer. Mancini findet, er habe sein Bestes gegeben für diesen unpünktlichen, undisziplinierten Boxer. Er ist immer noch wütend. Aber das und nichts anderes, sagt er, sei seine Arbeit – jedem seiner Kämpfer jeden möglichen Vorteil innerhalb der Regeln zu geben. Deswegen auch das Aufputzen, das Anpeitschen. Es könne, sagt Mancini, jeden Kampf entscheiden.

Mancini hat Tausende Kämpfe erlebt, aber der eine Kampf, den er als Beweis für seine Behauptung heranziehen würde, dieser Kampf, sagt er – und schweigt lange. Es war der Kampf Benn gegen McClellan. Einer der Kämpfe, über die Boxfans sprechen wie alte Männer über Jugendlieben: mit Verklärung. Mancini spricht die Kampfpaarung aus wie andere Menschen die Namen ihrer Götter. Es war in London, am 25. Februar 1995; der Weltmeisterschaftskampf im Supermittelgewicht zwischen Nigel Benn und Gerald McClellan.

Mancini stand in der Ecke von Nigel Benn. Gleich in der ersten Runde schlug McClellan Benn zu Boden und dann durch die Seile aus dem Ring hinaus – die schlimmste Schmach für einen Boxer. Die Fotografen am Rand des Ringes hieften Benn wieder hinein. Dann erklang die Glocke, die vom Ende einer Kampfunde kündigt. Mancini sprang in den Ring, vergessen war sein Alter, vergessen sein Hinkebein; er baute sich vor Benn auf und schrie: »Hör zu! Hör zu!« Es war eine harte Runde für Benn gewesen.

Boxer sehen die Welt nach harten Runden wie durch das umgekehrte Ende eines Fernglases – klar, aber dennoch fern, so fern. »Hörst du mich?«, rief Mancini. »Hörst du mich?« Benn nickte, langsam und schwerfällig. Er war hinüber. Mancini brüllte ihn an: »In Ordnung! McClellan ist fertig, hörst du, der hat nichts mehr drauf. Jetzt bist du der Boss, jetzt musst du es ihm richtig geben!« Benn sollte Jahre später in seiner Autobiografie schreiben, in diesem Moment habe er gedacht: Warum zum Teufel springt dieser Mancini vor mir herum und versucht mir weiszumachen, ich sei der Chef im Ring? Doch Mancini schrie Benns Bedenken fort. Nach der Pause hob Benn die Fäuste und kämpfte weiter.

Es wurde ein brutaler Kampf. In der achten Runde schlug McClellan Benn erneut zu Boden. Benn stand wieder auf, taumelnd. In der zehnten Runde begann McClellan plötzlich zu blinzeln. Das tun Boxer für gewöhnlich nicht. Zu gefährlich. Ein Schlag könnte kommen. Benn witterte seine Chance. Er schlug zu. McClellan ging zu Boden, wurde vom Ringrichter angezählt, stand wieder auf, wurde sogleich getroffen von weiteren Schlägen Benns, fiel um, wurde ausgezählt bis zur Zahl Zehn, das Ende im Boxen.

Es war endgültig. McClellan fiel unmittelbar nach dem Kampf in ein Koma, aus dem er erst Tage später erwachte. Er war blind. Sein Kurzzeitgedächtnis war zerstört, ab sofort bestand sein Leben aus einem Rollstuhl und aus Dunkelheit.

Er kommt immer als Letzter zum Ring, seinen Putzeimer in der Hand

Mancini freute sich über den Sieg seines Kämpfers, der jetzt Weltmeister war, und verfluchte seinen Sport. »Niemand würde seinem ärgsten Feind wünschen, was Benn McClellan angetan hat. Das war sehr traurig«, sagt er. »Aber was für ein Kampf, bei Gott, was für ein Kampf! Es war ein sensationeller Kampf!« Das ist für Mancini kein Widerspruch. So ist Boxen. So ist das Leben. Er lässt da keine Kritik zu.

Er schätzt die Menschen nicht, die Boxen verabscheuen wegen der Gewalt. Aber er verteidigt sein Boxen nicht wortreich wie andere Verfechter dieses Sports, die gern die alten Griechen als die ersten Boxer anführen. Mancini sagt nur: »Boxen ist Kampfsport.«

Es ist Zeit geworden. Mancini, er trägt eine schwarze Weste aus Ballonseide, sitzt in der Umkleidekabine. Es klopft an der Tür. Zwei Minuten. Mancini legt den Kopf in den Nacken, während vor ihm der Kämpfer seine Kreise dreht, es ist der unpünktliche Boxer von vorhin. Jetzt. Die Tür geht auf. Hinaus, rasch jetzt, mit festem Schritt, die Lautsprecher pumpen schon Bässe in die Halle, rasch weiter, durch den Gang und dann hinaus zu den Zuschauern, zum Kampf. Mancini geht als Letzter, seinen Putzeimer in der Hand. Hinaus in die Arena.

Voll von Blicken ist sie. Voll von gierigen Blicken. Der Boxer steigt in den Ring. Der Kampf beginnt. Es ist kein guter Kampf. Mancini beginnt schon in der ersten Runde in den Ring zu brüllen. Der Boxer müht sich, er kämpft, alles sieht ganz gewöhnlich aus. Aber etwas fehlt, irgendetwas fehlt.

In der zehnten Runde dreht sich der Boxer plötzlich vom Gegner weg. Mitten im Kampf. Er lässt die Fäuste fallen, senkt seinen Blick, dreht sich weg. Er verweigert den Kampf.

Mancini greift nach seinem Eimer und geht zurück in die Kabine. Kein Wort jetzt. Doch sein Blick erzählt alles. Keine Disziplin, keine beschissene Disziplin.

Er tritt voll Zorn in die Kabine. Als sie den Boxer bringen, fasst er dessen Schultern, drückt ihn auf eine Bank. Der Boxer sitzt gebeugt, unterworfen. Mancini entblößt die mit Mull und Klebeband gebundenen Fäuste, fährt mit der Schere durch die schweißnassen Bandagen, legt die Hände frei, streichelt darüber. Niemand spricht.

Ein Moment wie für eine Ansichtskarte. Dann sieht Mancini den Kämpfer an. »Hast einen guten Kampf gemacht«, sagt er. »Einen guten Kampf.«